Literatur

Weimars Wegbereiterin

Eine Lebensbeschreibung Anna Amalias auf neuer Grundlage

Ihr Leben war geprägt durch Gegensätze: Stärkste Herausforderungen in jungen Jahren, als sie nach dem frühen Tode ihres Gatten – noch nicht volljährig – die Regentschaft in Sachsen-Weimar-Eisenach übernehmen musste, und Verurteilung zur Tatenlosigkeit, als sie sich mit sechsunddreißig Jahren zugunsten ihres Sohnes Carl August von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen hatte. Doch hinterlässt sie in der zweiten Hälfte ihres Lebens nicht weniger starke Eindrücke bei den Zeitgenossen und Nachgeborenen als in der ersten. Anna Amalia stirbt in der Epoche der Napoleonischen Kriege, am 10. April 1807. Goethe verfasst einen Nekrolog, der von den Kanzeln des Herzogtums verlesen wird und die Nachwirkung ihres „bedeutenden“ Lebens vorzeichnet.

Leonie und Joachim Berger haben recht, wenn sie in der Einleitung ihrer Biographie beklagen, in Anna Amalias Bild seien viele Valeurs und Schattierungen übermalt. In der Tat gibt es die verklärenden Lebensbeschreibungen bis in jüngere Veröffentlichungen hinein. Gerne wurde ihre Geschichte als stringenter Lebensplan erzählt, der auf die Begründung des Weimarer Musenhofes hinauslief. Erst als Joachim Berger im Jahr 2003 seine fast siebenhundert Seiten starke Dissertation vorlegt, bekommt die Anna-Amalia-Forschung eine neue Grundlage: „Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807) – Denk- und Handlungsräume einer ‚aufgeklärten‘ Herzogin“, lautet der Titel. Auf einer breiten Quellenbasis, die nicht nur Anna Amalias eigenhändige Aufzeichnungen akribisch auswertet, sondern auch zahlreiche ungedruckte Briefwechsel aus ihrem Bekanntenkreis bis hin zu Nuntiaturberichten des Vatikans berücksichtigt, schildert er die Konflikte zwischen Anna Amalias persönlichen Interessen und den zeitgenössischen Erwartungen an eine Fürstin des Hochadels.

Wie schon in der Dissertation wollen die Autoren nun in ihrer auf ein breites Publikum ausgerichteten Lebensbeschreibung nur das erzählen, was sie mit Dokumenten belegen können. Dabei wird eine Fülle neuer Fakten mitgeteilt, die das Bild der Herzogin vielschichtig und nicht immer sympathisch erscheinen lassen. Ihr Leben wird in den Kontext des gesellschaftlichen Regelsystems gestellt, dem Anna Amalia unterworfen war. Das zeichnet das Buch vor allen bisherigen Biographien aus: Die Autoren wissen nicht nur etwas von ihrer Hauptperson, sondern auch von ihrem historischen Umfeld.

Viele neue Feststellungen enthalten etwa die Passagen, in denen die Erziehung der beiden Söhne geschildert wird. Diese war keineswegs Privatsache der Mutter, sondern eine wichtige Staatsangelegenheit, weil es um den Fortbestand der Dynastie ging. Als Anna Amalia 1763 ihre Söhne zum ersten Landtag ihrer Obervormundschaft nach Eisenach mitnehmen wollte, musste sogar ein Gutachten der medizinischen Fakultät der Universität Jena eingeholt werden, das die Unbedenklichkeit bescheinigen sollte. Die Söhne blieben zu Hause. Dreimal wurde im Geheimen Consilium und schließlich vor den Landständen die Frage diskutiert, ob die Prinzen gegen die Pocken geimpft werden sollten. Nach seiner Konfirmation entschied sich Carl August 1771 selber zur Impfung, die damals in der Tat noch gefährlich war. Ein allgemeines Kirchengebet begleitete den Vorgang. Minutiös nachgezeichnet werden die Konflikte um das Bildungsprogramm des verantwortlichen Erziehers Eustach von Görtz. Auch das von Anna Amalia mitzuverantwortende Lebensdrama des zweiten Sohnes Constantin, der nie eine ihm passende Rolle finden konnte, wird mit vielen bisher unbekannten Details geschildert.

Das Verhältnis der Herzogin zu Wieland wurde bisher zu einseitig als konfliktfrei gedeutet. Zwar engagierte sie ihn 1772 zu äußerst vorteilhaften Konditionen und offenbarte ihm ihre Sorgen und Wünsche schon früh sehr offenherzig, aber sie hielt ihn nach dem großen Erfolg seiner deutschsprachigen Oper „Alceste“ doch rigoros vom Hoftheater fern. Sein Stück, vor allem die Musik dazu von Schweitzer, betrachtete sie als Einmischung in eine ihr vorbehaltene Sphäre. Das können die Autoren anhand des unveröffentlichten Briefwechsels der Eheleute von Görtz zeigen. Diese Quelle ist auch für die zunehmende Entfremdung zwischen Anna Amalia und ihrem erstgeborenen Sohn ergiebig.

Ins Reich der Legenden der älteren Biographik gehört jetzt auch die Behauptung, dass Anna Amalia ihrem Sohn ein schuldenfreies Land übergeben habe. Mitnichten, das kleine Land befand sich in einer großen Finanzkrise, die der Schlossbrand von 1774 noch dramatisch verschärfte. Bei der Bewertung muss man allerdings in Rechnung stellen, dass sie bei ihrem Amtsantritt auch einen riesigen Schuldenberg aus der Zeit ihres Schwiegervaters vorgefunden hatte und der Siebenjährige Krieg für den Abbau von Verbindlichkeiten keine günstige Zeit war. Über die Finanzen orientieren uns die beiden Biographen anhand der Schatullrechnungen generell sehr präzise.

Besonders ergiebig ist die Beschreibung von Anna Amalias Italienaufenthalt in den Jahren 1788 bis 1790. Es wird verständlich, warum Anna Amalia den Besuch von Neapel in ihren privaten Aufzeichnungen als den glückseligsten Zeitpunkt ihres Lebens bezeichnet hat. Noch kurz vor ihrer Rückkehr nach Weimar hatte Anna Amalia gehofft, die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernehmen zu können. Aber Carl August übertrug den Neuaufbau eines professionellen Theaters Goethe. Noch schwerwiegender als diese Enttäuschung waren die Spannungen zwischen ihr und Goethe, die der Kotzebue-Streit von 1802 um eine Ehrung Schillers ausgelöst hat. Hier scheint sich auch in Fragen der Ästhetik eine tiefe Kluft zwischen Anna Amalia und Goethe aufzutun.

Während die ältere Anna-Amalia-Forschung den Rezipienten die Fürstin näherbringen wollte, rücken Leonie und Joachim Berger sie von uns weg. Dabei erliegen sie allerdings der Gefahr, ihren Gegenstand kleiner zu machen, als er ist, und am Ende völlig preiszugeben. Alle Widersprüche in ihrem Leben werden zu Anna Amalias Ungunsten interpretiert. Jede Formel, mit der man ihre Leistungen früher zu charakterisieren versucht hat (Begründerin des Musenhofs, Wegbereiterin der Weimarer Klassik), verfällt der Dekonstruktionslust der Autoren. Für sie ist Anna Amalia nur noch eine Fürstin unter vielen im Alten Reich. Das stimmt den Leser nach langen und durchaus aufschlussreichen Lektürestunden unfroh. Haben die Autoren ihr Werk nur geschrieben, um einen Kontrapunkt zur bisherigen Forschung zu setzen? Dann hätte es mit der Dissertation von Joachim Berger sein Bewenden haben können. Sollte die Person, die damit begonnen hat, die literarische Prominenz nach Weimar zu holen, in keiner Weise selber Verdienste haben?

Auch wenn man annehmen muss, dass Anna Amalia keinen Plan verfolgt hat, als sie Wieland als Lehrer für ihren erstgeborenen Sohn nach Weimar berufen hat, so wie sie in der Zeit ihrer Regentschaft auch den Literaten Johann Carl August Musäus, Carl Ludwig von Knebel und Christian Joseph Jagemann ein Amt gegeben hat (Johann Joachim Christoph Bode kam auch ohne eine Anstellung), ist doch das Ergebnis entscheidend: Anna Amalia hat eine Kettenreaktion in Gang gesetzt, Weimar wurde nach und nach ein attraktiver Ort für die geistige Elite der Zeit. Die Autoren wollen nur Tatsachen sprechen lassen, aber sie ignorieren die Wirkungen. Als sich Anna Amalia nach 1775 auf ihren Sommerresidenzen Ettersburg und Tiefurt der Kunst widmete, ein Liebhabertheater begründete, Konzerte aufführte und das „Journal von Tiefurt“ herausgab, trafen sich Welt und Geist bei ihr. Kann man ihre Rolle als Förderin der Künste mit dem Argument leugnen, sie habe in jener Zeit eigentlich nur den Kammermusiker Johann Friedrich Kranz mit insgesamt 1350 Reichstalern mäzenatisch unterstützt? Vielleicht hat sie den Künstlern tatsächlich nur eine Tasse Tee ausgeschenkt, aber sie hat sie eingeladen und ihnen ein Forum für ihre Ideen gegeben.

Sie widersprach zwar nicht, wenn man sie eine „Musenfreundin“ nannte, aber im Grunde sah sich Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739 bis 1807, hier in einem Porträt von 1775) als Dilettantin. Die Biographie der Herzogin lotet ihre Denk- und Handlungsräume aus. Foto Klassik Stiftung Weimar

Anna Amalia hat das Etikett einer „Musenfreundin“, das ihr von Zeitgenossen (und Nachgeborenen) gerne angeheftet wurde, akzeptiert. Aber das ist nicht verwerflich. Es spricht nichts dafür, dass sie ihre eigene Rolle überschätzt hätte. Sie hat sich immer als Dilettantin gesehen. Für eine nichtregierende adlige Frau des achtzehnten Jahrhunderts, zumal für eine Witwe, gab es kein riesiges Spektrum an positiven weiblichen Rollenmustern. Sie hatte anders als die gelehrten Männer um sich herum keine große Wahl.

Unbefriedigend bleiben auch die spärlichen Bemerkungen zur Bibliothek. Anna Amalias großes Verdienst besteht darin, der schon 1691 gegründeten Herzoglichen Büchersammlung durch die Zuweisung eines eigenen neuen Gebäudes faktisch eine vom Hof unabhängige Existenz gegeben zu haben. Die Büchersammlung wurde nach ihrem Umzug 1766 in das heute noch genutzte Gebäude mit dem Rokokosaal allen gebildeten Einheimischen und Fremden geöffnet und entwickelte sich immer mehr zu dem unverzichtbaren literarischen Zeughaus, aus dem die Weimarer Schriftsteller für ihre Arbeit schöpften. Die Autoren gehen mit der Bemerkung „Wie stark sie (Anna Amalia) sich persönlich für die Hofbibliothek engagierte, wissen wir aber nicht“ über das Thema hinweg. Es gibt durchaus Belege für Anna Amalias aktives Interesse an der Bibliothek. Selbst wenn es diese nicht gäbe, würde es die Herzogin genügend auszeichnen, dass sie ihre Regierung bevollmächtigt hat, die Reorganisation der Bibliothek auf den Weg zu bringen und beträchtliche Kosten dafür aufzubringen.

Die Autoren geben sich positivistischer, als sie sind. Aus den spärlichen Belegen für die ganz persönlichen Handlungsmotive ihrer „Zentralperson“ ziehen sie doch den Schluss, dass sich Anna Amalia „auch aus Langeweile und dem Streben nach Prestige mit den Künsten beschäftigt hat“. Goethe hat sich ein solches Urteil nicht angemaßt und lange nach ihrem Tod nur von Anna Amalias „indefiniblen Wesen“ gesprochen. Aber selbst wenn diese innersten Antriebe richtig identifiziert sein sollten, kommt es in der Bewertung doch auf die Taten an, und diese sind geschichtlich und kulturgeschichtlich bedeutsam geworden. Anna Amalia bleibt eine große Figur des Ereignisses Weimar. MICHAEL KNOCHE

Leonie und Joachim Berger: „Anna Amalia von Weimar“. Eine Biographie. C. H. Beck Verlag, München 2006. 298 S., Abb., geb., 19,90 €.

Morgen auf unserer Literaturseite

Hubert Spiegel: Immer im Dienst – mit Arnold Odermatt auf Streife

Wolfgang Schneider: Vatertraum – Per Petterson tanzt über das Eis

Natur und Wissenschaft

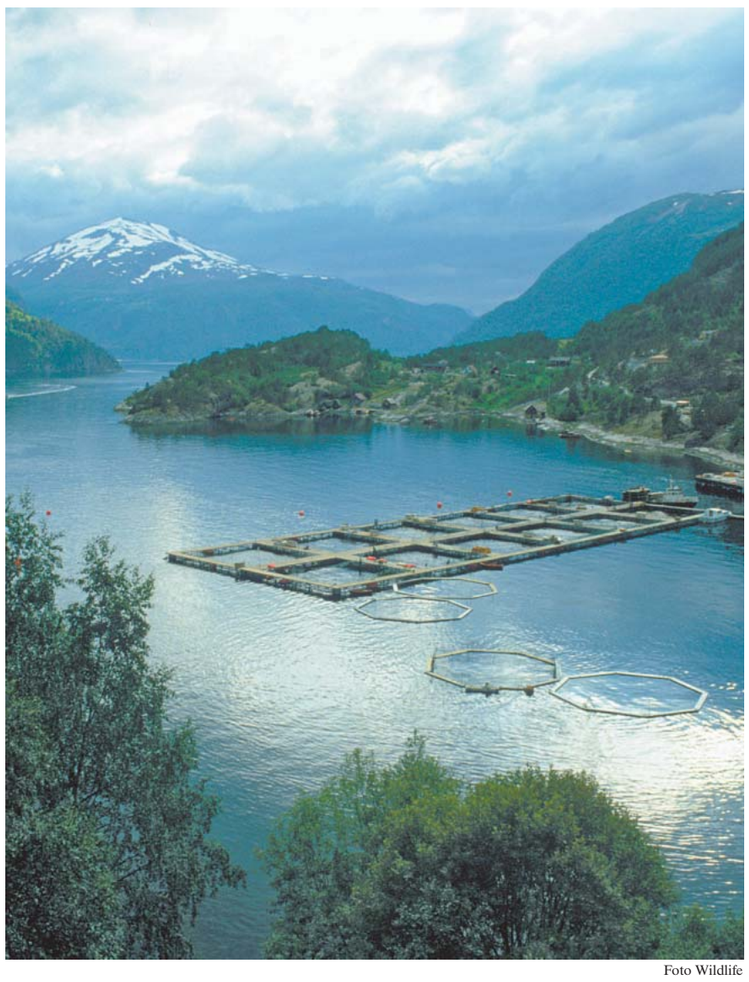

Foto Wildlife

Landwirtschaft im Wasser

Die Aquakultur hat sich in den vergangenen Jahrzehnten stürmisch entwickelt, und ihr Siegeszug ist noch längst nicht zu Ende. Sie wird die traditionelle Fischerei immer mehr ersetzen, ähnlich wie die Domestizierung von Tieren und Pflanzen des Landes das Jagen und Sammeln abgelöst hat. Zu dieser Überzeugung sind jedenfalls Forscher aus Spanien und Dänemark gekommen, als sie die Geschichte der Aquakultur näher unter die Lupe genommen haben.

Mit der Domestizierung von Tieren und Pflanzen des Landes hat der Mensch in der Jungsteinzeit vor etwa 11 000 Jahren begonnen. Statt auf die Jagd zu gehen oder Wildpflanzen und ihre Früchte zu pflücken, wurden die entsprechenden Tiere und Gewächse in Obhut genommen, also gezüchtet und umsorgt. Wie Carlos Duarte und Nùria Marbá vom Instituto Mediterráneo de Estudios Avanzados in Esporles (Mallorca) zusammen mit Marianne Holmer von der Süddänischen Universität in Odense ermittelt haben, werden derzeit 250 Arten von Landpflanzen und 44 Arten von Landtieren auf diese Weise genutzt. Rund 90 Prozent dieser Spezies sind schon vor 2000 Jahren domestiziert worden, wie die Forscher in der heutigen Ausgabe der Zeitschrift „Science“ (Bd. 316, S. 382) darlegen.

Ungleich schneller verlief die Entwicklung der Aquakultur. Die Liste der auf diese Weise domestizierten Organismen umfasst 180 Arten von Süßwassertieren, 250 Arten von Meerestieren sowie 19 marine Pflanzenspezies. Sie ist somit schon viel länger als diejenige der domestizierten Landspezies. Etwa 97 Prozent der gegenwärtig in Aquakultur gehaltenen Arten sind erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts domestiziert worden. Besonders rasant war der Zuwachs in den zurückliegenden zehn Jahren. Allein in dieser Dekade wurden 106 Spezies in Aquakultur genommen.

Was die Tierspezies betrifft, liegt die Aquakultur nicht nur bei der Zahl, sondern auch im Ausmaß der Diversität inzwischen weit vorn. Während es sich bei den vom Menschen gehaltenen Landtieren vor allem um Säuger und Vögel handelt, umfasst das Spektrum der domestizierten Wassertiere neben Fischen unter anderem Krebse, Weichtiere und Stachelhäuter. Das ist insofern nicht verwunderlich, als eine viel größere Zahl von Meerestieren als von Landtieren auf dem Speisezettel des Menschen steht – etwa 3000 gegenüber weniger als 200. Die Vorhersage, die Aquakultur werde sich noch erheblich ausweiten, erscheint schon aus diesem Grund nicht gewagt.

Wie die Intensivierung der Jagd und der damit verbundene Rückgang des Jagderfolges die Domestizierung von Landtieren beflügelt hat, so dürfte auch die Überfischung der Meere die Aquakultur weiter begünstigen. Die Erträge der Fangflotten stagnieren, und 20 bis 30 Prozent der marinen Fischarten wurden in ihrem Bestand übermäßig dezimiert.

In der Aquakultur wird über jährliche Produktionssteigerungen von rund sieben bis acht Prozent berichtet. Soll das nicht zu schweren Umweltschäden an den für Aquakulturen genutzten Küsten führen, wird man wohl geschlossene Systeme anstreben müssen. Es wäre ökologisch vorteilhaft, die Brut nicht in der Natur zu entnehmen, sondern die Tiere komplett in Kultur zu züchten. Auch das Futter sollte möglichst an Ort und Stelle erzeugt werden. Aquakulturen wie die hier abgebildete Lachsfarm in Norwegen dürften jedenfalls immer mehr zu einem alltäglichen Anblick werden. REINHARD WANDTNER

G. K. CHESTERTON

Kugel und Kreuz

Aus dem Englischen von Stefan Welz

Roman

©

nova & vetera · 2007

26 Turnbull sah ihn eine anderthalbe Sekunde lang mit unstetem Gesicht an, das sich vor dem Mondaufgang beinah schwarz abhob; dann vollführte seine Hand eine scharfe Bewegung zu seiner Hüfte hin, und sein Schwert blitzte im Mondlicht auf.

So wie alte Schachspieler jedes Spiel mit festgelegten Zügen eröffnen, begannen sie mit einem Hieb und einer Parade, orthodox und sogar ausgesprochen wirkungslos. Doch von MacIans Seele gingen weniger formgebundene Attacken aus, und er machte einen oder zwei Ausfälle, die so wild waren, dass sie seinen Widersacher zuerst überraschten und dann in Wut versetzten. Turnbull knirschte mit den Zähnen, bewahrte die Fassung, wartete auf den dritten und schlimmsten Ausfall, und hätte beinah den Vorpreschenden aufgespießt, als ein schriller, dünner Schrei hinter ihm gellte, ein Schrei, wie ihn kein sterbliches Tier von sich gibt.

Turnbull muss abergläubischer gewesen sein, als er selbst glaubte, denn mitten im Akt des Vorwärtsstürmens hielt er inne. MacIan war durch und durch abergläubisch, und er ließ sein Schwert fallen. Schließlich hatte er das Universum herausgefordert, auf das es eine Unterbrechung bewirken möge. Und dies war eine Unterbrechung, was immer es sonst noch war. Einen Moment später wurde der hohe, schwache Schrei wiederholt. Diesmal war es sicher, dass der Schrei menschlich war und dass er von einer Frau kam.

MacIan stand da und rollte jene großen blauen gälischen Augen, die von seinem schwarzen Haar abstachen. „Das ist die Stimme Gottes“, sagte er immer wieder.

„Gott hat eine schwache Stimme“, sagte Turnbull, der sich keine Gelegenheit zur billigen Gotteslästerung entgehen ließ. „Eigentlich ist es nicht die Stimme Gottes, MacIan, sondern etwas, das ein ganzes Ende bedeutsamer ist – es ist eine menschliche Stimme – oder genauer, die einer Frau. Daher denke ich, dass wir lieber einmal dort hinstürmen sollten.

Ohne ein Wort hob MacIan seine heruntergefallene Waffe auf, und die beiden rannten zu dem Abschnitt der entfernten Straße, von dem der Schrei jetzt immer wieder zu hören war . . .

Keiner von ihnen hatte auch nur den Deut einer Befähigung, ein solches Schiff zu führen; aber MacIan hatte praktische Kenntnisse von der Seefahrt mit viel kleineren und ganz andersartigen Booten, während Turnbull abstrakte Kenntnisse der Naturwissenschaften hatte und manches davon auf das Navigieren anzuwenden wusste, was schlimmer war. Die Anwesenheit eines Gottes oder einer Fee kann allein aus der Tatsache gefolgert werden, dass sie nie unmittelbar mit irgendetwas zusammenstießen, sei es ein Fischerboot, ein Felsen, eine Sandbank oder ein Kriegsschiff. Abgesehen von dieser negativen Beschreibung würde es schwierig werden, ihre Reise zu beschreiben. Sie dauerte mindestens zwei Wochen, und MacIan, der sicherlich der geschicktere Seemann von beiden war, bemerkte, dass sie in westlicher Richtung in den Atlantik segelten und zu dieser Zeit wahrscheinlich schon die Scilly-Inseln hinter sich gelassen hatten. Wie weit sie darüber hinaus in die westliche See gesegelt waren, ließ sich nicht ermessen. Jedoch waren sie zumindest davon überzeugt, so weit in diesen furchtbaren Golf zwischen England und Amerika vorgedrungen zu sein, dass es unwahrscheinlich wäre, bald wieder Land zu erblicken. Daher sahen sie eines regnerischen Morgens nach Tagesanbruch mit berechtigter Aufregung den sich deutlich abzeichnenden Umriss einer einsamen Insel, die sich von dem sie einschließenden Silberstreifen abhob, der sich am Horizont entlangzog und das Grau und Grün der Wellen von dem Grau und Mauve der morgendlichen Wolken trennte.

„Was kann das sein?“, rief MacIan aufgeregt aus trockener Kehle. „Ich wusste nicht, dass es noch irgendwelche Inseln im Atlantik so weit hinter denen von Scilly gibt – Großer Gott, das kann doch wohl noch nicht Madeira sein?“

„Ich dachte, Sie würden Legenden und Lügen und Märchen lieben“, sagte Turnbull grimmig. „Vielleicht ist es Atlantis.“

„Natürlich, das könnte sein“, antwortete der andere ziemlich unschuldig und ernst, „allerdings erschien mir die Geschichte von Atlantis nie sehr fundiert zu sein.“

„Was immer es ist, wir fahren genau darauf zu“, sagte Turnbull gleichmütig, „und wir werden auf jeden Fall ein zweites Mal Schiffbruch erleiden.“

Die offenbar unbewachsene Landzunge, die sich von der unbekannten Insel aus erstreckte, wurde tatsächlich größer und größer wie der Rüssel eines furchtbaren und näherkommenden Elefanten. Es schien nichts Außergewöhnliches zu geben, zumindest auf dieser Seite der Insel, außer Unmengen von Schalentieren, die so dicht gedrängt lagen, wie man es bei jenen Spielzeughöhlen sehen konnte, die sich Kinder bauen. An einer Stelle bot die Küste allerdings eine weiche, sanft geschwungene Sandbucht; und selbst die nur ansatzweise entwickelte Geschicklichkeit der beiden Amateursegler war ausreichend, um das kleine Schiff sicher mit seinem Bug auf die Küste aufzusetzen, mit empor gerichtetem Bugspriet, als wäre es eine Art idiotischer Triumph.

Sie stolperten an das Ufer und begannen das Schiff zu entladen, indem sie mit der Feierlichkeit von Jungen, die Piraten spielen, die Vorräte aufgereiht auf dem Sand ausbreiteten. Da waren Mr. Wilkinsons Zigarrenkisten und Mr. Wilkinsons Dutzend Champagnerflaschen und Mr. Wilkinsons Lachs in Büchsen und Mr. Wilkinsons Ochsenzunge in Büchsen und Mr. Wilkinsons Sardinen in Büchsen und jede Sorte von Eingemachtem, das sich in den Army and Navy Stores finden ließ. Dann blieb MacIan mit einem Glas saure Gurken in der Hand stehen und sagte plötzlich:

„Ich weiß nicht, warum wir das alles tun; ich denke, wir sollten einfach drauflosschlagen und es hinter uns bringen.“

Dann fügte er nachdenklicher hinzu: „Freilich, diese Insel sieht ziemlich kahl aus, und der Überlebende …“

„Die Frage ist", sagte Turnbull mit fröhlicher Mutmaßung, „ob der Überlebende in der richtigen Geistesverfassung für marinierte Garnelen sein wird.“

MacIan blickte auf die Reihen von Büchsen und Flaschen, und ein Anflug von Zweifel lag noch immer auf seinem Gesicht.

„Sie werden mir zwei Freiheiten zubilligen, verehrter Herr“, sagte Turnbull schließlich. „Die erste besteht darin, eine von diesen Kisten aufzubrechen und mir eine von Mr. Wilkinsons exzellenten Zigarren anzuzünden, was, da bin ich mir sicher, mein Meditieren befördern wird; die zweite besteht darin, einen Penny auf Ihre Gedanken zu setzen, oder besser, die ohnehin schwierige Finanzsituation dieser Insel zu erschüttern, indem ich einen Penny wette, dass ich sie kenne.“

„Wovon um alles in der Welt sprechen Sie?“, fragte MacIan lustlos in der Art eines unaufmerksamen Kindes.

„Ich weiß, was Sie tatsächlich denken, MacIan“, wiederholte Turnbull lachend. „Ich weiß jedenfalls, was ich denke. Und ich könnte mir gut vorstellen, dass es das Gleiche ist.“

„Was glauben Sie?“ fragte Evan.

„Ich glaube und Sie glauben“, sagte Turnbull, „dass es verdammt dumm wäre, den gesamten Champagner zu vergeuden.“

Etwas wie der Anflug eines Lächelns erschien auf dem ernsten Gesicht des Gälen; und er machte zumindest keine ablehnende Geste.

„Wir könnten in einer Woche unbeschwert den ganzen Wein trinken und alle Zigarren rauchen“, sagte Turnbull, „und das wäre so, als ob wir feiernd sterben würden wie Helden.“

„Ja, und da gibt es noch etwas“, sagte MacIan mit leichtem Zögern. „Wie Sie sehen, befinden wir uns auf einem nahezu unbekannten Felsen verloren im Atlantik. Die Polizei wird uns niemals kriegen, aber auch die Öffentlichkeit wird dann nie etwas von uns erfahren; und das war doch etwas, das wir wollten.“ Nach einer Pause sagte er dann, indem er mit seiner Schwertspitze im Sand malte: „Sie wird vielleicht nie irgendetwas davon erfahren.“

„Also?“, erkundigte sich der andere und paffte seine Zigarre.

„Also“, sagte MacIan, „vielleicht bringen wir einen oder zwei Tage damit zu, eine gründliche und umfassende Erklärung darüber zu verfassen, was wir getan haben und warum wir es getan haben, und über alles, was unsere beiden Standpunkte betrifft. Dann könnten wir eine Abschrift auf der Insel hinterlassen, ganz gleich, was uns widerfährt, und eine zweite in eine leere Flasche stecken und ins Meer werfen, wie sie es in den Büchern machen.“

Fortsetzung folgt